

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 43



Die Schauspielerin Consuela

Ignacio Zuloaga t

DIE ZEIT

VON GEORG ASSO PETERS

*Die Zeit ist voll gerechten Maßes:
Sie braucht nicht einzuteilen
Das Rieseln ihres Stundenglases
In Eilen, in Verweilen.*

*Im Schwung des Perpendikels schleift
Die Stunde sich zurecht und reift: —
Aus Tagen, Wochen wächst das Jahr,
Das Morgen sich ans Gestern reiht:
Die Jüngsten sagen bald: „Es war“ —
Und wissen um das Maß der Zeit...*

*Hast du zu jeder Stund gestrebt,
Hat mancher sonder Müh' gelebt.
Sinkst du ermattet früh ins Grab,
Sagt mancher lachend: Seht, ich hab
Noch Zeit und Geld!*

*Der Lauf der Welt
Hat aber andern Sinn:
Die Zeit erst zuteilt den Gewinn!
Sie, die sich nirgends drein verweilt,
Und jedem gleich die Stunden teilt,
Das Gute, wie das Böse mißt
Mit gleichem Maß und nichts vergißt,
Sie bringt zuletzt, mit hartem Schlag,
All uns're Werke an den Tag! —*

DIE SCHÖNE CHINESIN

VON II. DE VERE STACPOOLE

In Sandabar wurde mir gesagt: „Wenn Sie nächsten Monat nach Europa heimfahren und Sie haben noch kein Schiff belegt, fahren Sie mit der ‚Haag‘. Sie rollt nicht, ist holländisch, hat also gute Verpflegung und Sie werden interessanteren Menschen begegnen als auf den englischen Dampfern.“

Ich war sehr jung zu jener Zeit, nicht mehr als zwanzig und wußte wenig von der Welt und ihrem Treiben, besonders von der Welt, die sich unter der bunten und glänzenden Oberfläche des Ostens verbirgt; ich war nicht der Mann, der hinter den Mädchen herischaute, aber da war ein Mädchen an Bord der „Haag“, die mich den Kopf drehen machte.

Ich sah sie, als ich mich einschiffte. Sie war keine Europäerin, jedenfalls wenn sie europäisches Blut in den Adern gehabt haben sollte, war es nicht vorhersehend. Sie war auch tatsächlich, wie ich später erfuhr, väterlicherseits Chinesin. Sie stand neben einer Frau von holländischem Typus, ihrer Begleiterin, wie ich später herausfand. Als die beiden sich aus der Menge der an Bord Gehenden lösten, geföhrt von einem Steuermann, der sie offenbar zu ihrer Kabine geleitete, folgte ich ihnen mit den Augen und sah, daß er ihnen eine der Doppeltabinen auf Deck anwies. Offenbar vermögende Leute, jedenfalls nicht zweitklassig,

und ich erinnerte mich, daß ich mit einer Art von Befriedigung dachte, da wir in der gleichen Klasse reisten, würde sich mir vielleicht eine Möglichkeit bieten, eine engeren Bekanntschaft mit diesem Mädchen zu schließen. Dann ging ich hinunter in den Raucher.

Im Rauchzimmer saß Mynheer Pel, ein Mann, den ich kannte; er fuhr auf Urlaub nach Rotterdam nach Hause und hier saß er nun, sehr erheitert und aufgebrocht nach der Wiederauffindung eines Koffers, den der Ladeoffizier in den Schiffsraum hatte befördern lassen, statt in seine Kabine. Er fragte mich nach meinem Ergehen und was ich in Europa zu tun gedächte. Ich hatte ihn geschäftlich kennengelernt und war ihm im Klub begegnet; er hatte nie viel Neugierde betreff meine Angelegenheiten gezeigt. Es war das Schiff, das diese andere Seite zum Vorschein brachte. Menschen an Bord sind verschieden von Menschen an Land; an Bord nehmen die Menschen ein gefügigtes Interesse an anderen und seltsam kurzlebige Freundschaften schließen wie Blüte hoch, die mit dem ersten Aufstauben von Land hinschwinden und zerfallen.

Ich sah mich begauneres Mädchen beim Abendessen wieder. Sie und ihre Begleiterin hatten ein Tischchen rechts vom Salongangang inne. Da ich an den Tisch des Ersten Offiziers gesetzt worden war, hatte ich



Australien

Josef Eberz

wenig Möglichkeit, sie genauer zu beobachten oder mein Interesse an ihr durch Blick oder Miene mitzuteilen. Ich mußte vielmehr meinen Kopf halb drehen, um sie überhaupt sehen zu können. Aber die Blicke, die ich auffing, verminderten nicht im mindesten das Gefühl, das in meiner Brust zu keimen begonnen hatte. Sie war in der Tat sehr reich, und um so reizender durch den Gegensatz mit ihrer hausbackenen Begleiterin, die sogar verschmätzt hatte, ein Abendkleid anzuziehen — einer echten holländischen Hausfrau, aber mit einem Anstrich von Nachtvollkommenheit und Entschiedenheit, der sie als einen Jemand ahnen ließ. Ich bemerkte denn auch, daß sich die jwanischen Bedenten ganz besonders um sie bemühten. Ja, offenbar ein Jemand, aber ein Mannad für mich, dessen Augen reflexlos mit ihrer Begleiterin beschäftigt waren.

Das Mädchen war nicht in Abendkleidung wie einige der holländischen Damen, die ihre etwas zu üppigen Reize zur Schau stellten. Sie trug eine Art von orientalischem Schal, wie nur eine Orientalin ihn zu tragen versteht, und feinerer Schmuck, soweit ich sehen konnte. Das Gesicht war irgendwie. Gerade am Schluß des Essens schickte es sich, daß ich noch einmal hinüberblickte. Unsere Augen begegneten sich, hafteten eine Sekunde, dann war sie fort.

Am Spätnachmittag des nächsten Tages fand ich sie auf dem unteren Deck wieder, ausgestreckt auf einem Liegestuhl und einen Fächer in der Hand, und ich, der ich so lange auf der Lauer nach ihr gewesen war, wagte ich mit ihr zu nähern? Wahrscheinlich nein. Ich hätte nicht für alles in der Welt an ihre vorüber das Deck entlanggehen können. Es ist

eine seltsame seltsame Tatsache, daß ein sitzender Mensch gegenüber einem stehenden eine überlegene und kritische Stellung einnimmt. Der Stehende fühlt, daß ihn der Sitzende ruhig unter der Lupe hat, daß der Sitzende der Zuschauer ist und er der Schauspieler. Jedenfalls hätte ich nicht für eine Welt vor dem Mädchen mit dem Fächer vorbeipromenieren können; also lebte ich mich in einiger Entfernung ans Schiffsgeländer und beobachtete sie unauffällig, wie sie da in ihrem Stuhl ausgestreckt neben ihrer unvermeidlichen Begleiterin lag, den Fächer in Händen und die Augen in die Ferne über das blaue Meer gerichtet. Einmal schien es mir, als blicke sie in meine Richtung, sei sich meiner Gegenwart bewußt; und ein andermal drehte sie ihre schwerfällige Begleiterin das Gesicht zu: sollten sie vielleicht zufällig über mich gesprochen haben? Ich wandte mich weg, ans Geländer gelehnt, und wie ich nun dem Wellengang und dem Flug eines fliegenden Fisches zusah, der wie ein silberner Pfeil vorbeiflügte, faßte der furchtsame Hais, der ich gewesen war, plötzlich Mut und Vorfaß: Nein, ich konnte nicht vor ihr vorbeikommen und mich mustern lassen; aber warum sollte ich nicht auf sie losgehen und sie ansprechen?

Juan mindestens hingeben und ihre Begleiterin ansprechen, so tun, als hätte ich sie schon einmal begegnet, mich wegen meines Jertums entschuldigen und dann ein Kessegespräch anfangen. Ich würde bis dicht zu ihnen über Deck schlendern, dann stehenbleiben, so tun, als erkenne ich sie wieder, zaudern, meinen Hut ziehen und sagen: „Ah, guten Tag! wie nett, daß ich Sie hier wiedersehe“, — all das auf holländisch. Denn sie sah aus wie eine Holländerin.



Spanische Familie

Ignacio Zuloaga †

Doch ja, das schien recht gut, aber mit welchem Namen sollte ich sie belegen? Van Houten? Van Dune? — nein: Keuter; ja, das war ein passender und geträuschelter Name. Die Sache war ganz einfach. Zur Erklärung würde ich sagen, sie sehe genau aus wie eine Dame, die ich in Candabar in Manñere Capelmans Haus getroffen hatte. Ich besaß einen Freund dieses Namens in Candabar. Wenn sie auch dorb und handfest ausah, so schien sie doch nicht unfreundlich. Aber obwohl der Plan mit der Absicht zustande gekommen war, ihn auszuführen, zögerte ich doch noch eine Weile. Es ist ein sehr tapferer Mann, der das Haus eines Zahnarztes betritt, ohne einen Augenblick auf der Treppe zu zaudern. Aber es war mir eines Augenblickes Zaudern: Indem ich plötzlich alle Gedanken in die Winde schlug, wandte ich mich mit der Kaltblütigkeit und Sicherheit eines alten Weltmannes um und ging hinter den in ihren Deckstühlen tauschenden, schlummernden

oder schlafenden Passagieren entlang über Deck. Als ich den vorbestimmten Punkt erreicht hatte, riß ich meinen Hut vom Kopf und ließ meine kleine Ansprache vom Stapel.

„Ich kenne Sie nicht, mein Herr“, war die Antwort der Frau. Das Mädchen selbst sagte gar nichts. Nach einem raschen Blick auf mich senkten sich ihre Augen wieder in Betrachtung ihres Fächers. Ich war sicher, daß sie wußte, daß ich ihretwegen stehen geblieben war und für sie diese Absufe auf mich genommen hatte; denn eine Absufe war das Geheiß der Holländerin, gar nicht zu reden von ihrem Ton. Einem strengen und harten Ton, der besagte — oh, in unserer gesellschaftlichen Welt kann so wenig so viel besagen —: „Ich wünsche Sie nicht zu kennen. Sie sind hinter diesem jungen Mädchen, meiner Begleiterin, her. Sie sollen sie nicht kennenlernen. Leben Sie wohl!“

Ich sammelte eine Entschuldigung und dünkte mich beim Weitergehen ein Narr. Und doch, nicht das Mädchen hatte mich absehen lassen, nein, ich wußte oder richtiger noch erröt — es gibt so etwas wie Gedankenaufbeziehung —, daß sie nie gewogen war und daß dieses mutige Befehlen des Draechen, der sie gegen die Bemühungen des männlichen Beschlechtes schickte, mich in ihren Augen hob, nicht herabminderte.

Ich ging in den Nachhaken und bestellte mir einen Cofee, um mich aufzurichten. In diesem Augenblick kam auch Myhrer Pel herein. Die „Haag“ sollte am folgenden Tag Macassar anlaufen und er fragte mich, ob ich mit an Land gehe? Ich ließ die Frage offen, was besorgen wollte, daß, wenn das Mädchen an Land ginge, würde ich auch gehen; wenn nicht, dann nicht.

„Sagen Sie“, fragte ich aus diesen Gedanken heraus, „haben Sie dieses auffallend hübsche Mädchen im Schlepptau einer biedereren Hausfrau bemerkt? Ihre Kojette ist auf dem Peinenaudeck.“

„Ja“, sagte Pel, „es ist eine Afrikanin.“

„Kennen Sie die beiden?“

„Nur vom Sehen, habe nie mit ihnen gesprochen.“

„Schade!“ sagte ich. — Und dann sagte ich noch altherbald. Jedemfalls genug, um den anderen erkennen zu lassen, wie sehr ich interessiert war, und er hörte mir auf seine schwerfällige Art zu, um mir dann, wie bei ihm üblich, seine Ratsschläge zu geben.

„Junger Mann“, sagte Pel, „ich habe ein gut Teil vom Osten gesehen und nie bemerkt, daß Blick aus der Mischung der Rassen heraufgekommen wäre. Wenn also Männer zum erstenmal vom Westen herkommen, mache ich es mir immer zur Pflicht, sie vor Verfeindungen zu warnen. Ich werde Ihnen etwas von Mijschen erzählen“, fuhr er fort. „Der Direktor der Compagny Compans — ein junger Mann mit guten Anlagen, gesund und geschäftlich tüchtig, aber ein Afrikaner — heiratete ein englisches Mädchen. Ich nenne nie Namen oder spreche über anderer Leute Angelegenheiten, wenn ich es vermeiden kann; aber es gibt Affären, die anderen als Warnung dienen und sie zu erwöhnen ist kein Klatsch. Also der Mann, den ich nicht namentlich nennen möchte, lernte ein junges Mädchen, Engländerin aus guter Kaufmannsfamilie kennen, heiratete sie und ein paar Monate lang schienen sie nur zu glücklich. Zweifellos wäre es auch so geblieben, wenn der Mann Europäer gewesen wäre. Aber er war Afrikaner und plötzlich hefte er in seinem Herzen eine wütende Eifersucht gegen einen anderen Mann aus, eine vollständig unbegründete Eifersucht. Dieser andere Mann war ein guter Freund seiner Frau schon vor der Ehe gewesen und da die Freundschaft harmlos war, warum sollte sie nicht weiter währen? Von einem gewöhnlichen geündem Europäer Gesichtspunkt aus bestand kein Grund, warum sie das nicht sollte; aber dieser asiatische Gentleman war kein gesunder Europäer. Er brütete über der Angelegenheit und versuchte es mit Zauberkunst — all das kam bei der Verhandlung heraus — und als das nichts half, griff er zu einem Dolch und stach den anderen Mann, gerade als die Gäste nach einem Ball aus dem Haus herauskamen, nieder — glücklicherweise ohne ihn zu töten. Nun, er hat jetzt seine fünfzehn Jahre abzumachen. Können Sie sich die Lage der Frau vorstellen, die weiterleben muß und zudem für ein kleines Kind zu sorgen hat?“

„Nein“, sagte ich, „ich kann es nicht und will es auch nicht. Sie sprachen da von einem Einzelfall, gerade wie wenn ein Afrikaner, der nach Europa gekommen ist und vor Gericht eine Eideschwörungsbildung mitangehört hat, behaupten wollte, alle europäischen Ehren seien ein Rechtschlag.“

„Ich spreche aus Kenntnis und gesundem Menschenverstand“, sagte Pel, „und könnte Fälle anführen, wie sie sich überall auf diesen Inseln zutragen. Was denn, sehen Sie dort jenen Mann, der bei der Türe sitzt? Das ist Klinkert, und er könnte Ihnen genug Beispiele für die Eigenarten des Ostens erzählen. Er ist Polizeibeamter in Macassar, einem lebhaften Ort, wie Sie morgen sehen werden. Wie ich höre, ist er gerade auf der Jagd nach einem dreizehnjährigen Dyak-Dienstmädchen, das mit dem Schmutz seiner Hetzin durchgeknaut ist und außerdem noch nach einer hübschen Frau, die ihren Mann mit pulverisiertem Glas umgebracht hat. Wenn Sie ihn fragen wollten, würde er Ihnen ohne Zweifel andere Beispiele und Fälle östlicher Geistesabhaltung und Unberechenbarkeit nennen.“

Ich tritt nicht weiter mit ihm, denn ich dachte, vielleicht könne er mir

morgen nützlich sein, wenn ich auch noch nicht recht wußte, auf welche Weise. Wohl aber lag ich die ganze Nacht wach und überlegte mit Mittel und Wege. Ich hatte beschloffen, komme was da wolle, mit diesen Mädchen zu sprechen und war innerlich der festen Überzeugung, daß durch die Bekanntheit mitiner Lebensweise für sie nicht abzunehmende würde; der königliche Fall trat ein, daß alles Geschick Pels über die orientalischen Frauen und seine Warnungen nur meinen Entschluß bestärkten. Wenn die beiden in Southampton, wohin ich gebracht wurde, das Schiff verließen — gut und schön; wenn sie nach Amsterdam weiterfuhr, so fuhr auch ich weiter.

Zuletzt schielte ich doch noch ein und erwachte erst, um die „Haag“ am Kai von Macassar festgemacht zu finden. Nun trat sich das Furchbare, das mir widerfuhr, das, was man mit einer Verletzung der Seele vergleichen könnte, von der sie sich nie wieder ganz erholt, folgendermaßen zu: Pel, den ich beim Frühstück im Rauchzimmer traf, steckte voll Plänen für seinen Ausflug an Land. In gewisser Weise war er wie ein kleiner Junge. Er hatte seine besten Kleider und strahlende Laune angelegt und steckte mich mit seiner Lebensfreude an, einer Freude, die allerdings nur allzu rasch endigen sollte! Die Gerüche und Geräusche des Hafens und das, was ich durch die Schiffsaken vom Land zu sehen bekam, trugen dazu bei, daß ich mich einmischend erkläre, ihn zu begleiten. Ich gab den Plan auf, die Gelegenheit abzuwarten, ob etwa das Mädchen allein zurückbliebe und zugänglich sei, wenn die anderen fort wären. Mielenicht warf ich etwas Nachzüg in einen Handkoffer und stand jetzt zusammen mit Pel auf dem Laufsteg unter der Menge der an Land gehenden Passagiere. Die Chinesin und ihre Begleiterin gingen ebenfalls zusammen mit den anderen an Land. Ich drängte mich vor, bis ich hinter sie stand und hörte dabei, wie Pel mir aufgeregt etwas zusüßerte, mit der Aufregung frischererfahrener Neugier: „... etwas von verstaubtem Glas ...“

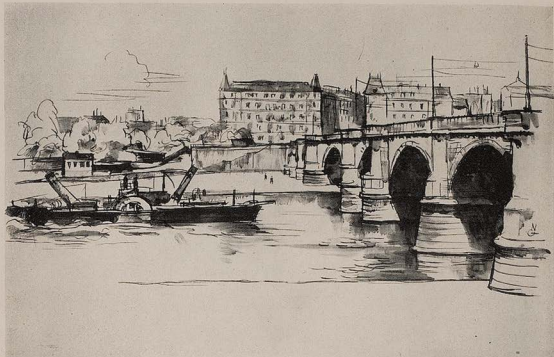
Dann sah ich, daß das linke Handgelenk des Mädchens an das rechte Handgelenk ihrer Begleiterin gefesselt war. Klinkert ging hinter ihnen drein.

(Berechtigte Übertragung von Hans B. Wagenfeil)



Bayerische Familie

R. Aigner



Stadtbrücke

H. Mayrhofer-Pässau

HISTORISCHE MINIATUREN

Des Bischofs Rüstung

Richard I., König von England (1189—1199), der wegen seiner Tapferkeit Richard Löwenherz genannt wurde, machte in einem Treffen den Bischof von Beauvais zu seinem Gefangenen. Um ihn dafür zu strafen, daß er sich als Kirchenfürst selbst an der Schlacht beteiligt hatte, ließ er ihn Tag und Nacht seine schwere Rüstung nicht ablegen. Als der Papst dies erfuhr, ermahnte er Richard, doch weniger streng mit seinem „Sohne“ zu verfahren. Hierauf schickte der König ihm die Rüstung seines Gefangenen und schrieb dazu statt Erwiderung die Worte, welche Jakobs Söhne zu ihrem Vater sagten, als sie ihm Josephs blutige Kleider brachten: „Ist dies deines Sohnes Rock?“

W.

Die edelmütige Frau

Sophie Arnould, die berühmte französische Opernsängerin (1744 bis 1803), die zwanzig Jahre lang die vornehme Pariser Gesellschaft durch ihre Schönheit und ihre Stimme zu entzücken verstand, war eine Frau von viel Witz und außerordentlichem Temperament. Ihre vielen Brouillades erschienen bald nach ihrem Tode als Sammlung „Arnoldiana.“ Auch ihre Memoiren wurden veröffentlicht, und an der Spitze ihrer Biographen standen die Brüder Boncourt. Vielversprochen wurde ihr Temperamentsausbruch, als Graf Lauragnis, der eine Reihe von Jahren ein Liebesverhältnis mit ihr unterhielt, sie einmal erzüchtete. In der Aufwallung ihres Zornes schickte sie in einem Wagen alle Schmuckstücke, Epiphan und Juwelen, die er ihr geschenkt, und zwei Kinder, die sie ihm geboren hatte, an seine rechtmäßige Gattin. Gräfin Lauragnis behielt die Kinder und schickte alle Kostbarkeiten zurück.

W.

Der Kavalier

Als einst der Herzog von Fleury den berühmten Tänzer der Pariser Oper, Auguste Vestris, bei seiner Geliebten antaß, geriet er nicht in Zorn, sondern sagte zu ihm mit großer Herablassung: „Ich werde stets Achtung gegen Ihre Beine haben, betreten Sie aber diese Schwelle wieder, so schlage ich Ihnen die Arme entgegen!“

H. G.

Treffend

Fritz Beckmann, der aus Deutschland stammende berühmte Komiker des alten Burgtheaters äußerte sich einmal über Saphir: „Man kann sag'n was man will, uneigennützig ist der Mann. Denn so vielen Leuten er auch schon die Ehre abg'schnitten hat, nicht das kleinste Stückel hat er für sich behalten.“

H. G.

Der Diener

Der Dichter Castelli war der Begründer des Wiener Tierischklub-Vereins. Einmal sagte er zu Thomas, seinem alten, einfältigen Diener: „Heute nachmittags fahre ich ins Tierispital!“ Hierauf Thomas: „Wies'n Eure Gnaden drauß'n, oder fahen's wieder z'ruck?“

H. G.

Der Muff

Terzag war unter Louis XV. Finanzminister. Als dieser an einem Wintertag nach der neuesten Mode mit einem Pelzmuff reisen, sagte Madame de M.: „Wozu brauchst er einen Muff? Hat er nicht die ganze Zeit seine Hände in unsren Taschen?“

H. G.

SOMMERENDE

Von Max F. Beyer

*Nun schickt die Sonne milder heiße Grüße.
Liguster setzt die schwarze Farbe an.
Die späten Früchte brauen noch die Süße.
Das Rot der Vogelbeere hebt den Blick hinan.*

*Trotz reichem Blütenwogen in den Gärten,
Zeigt fahle Stellen schon der Bäume Grün.
Und früh Vergilbtes weist als ernste Fährten,
Daß bald die Vogelschwärme seewärts zieh'n.*

*Noch ist's ein Fest, das sonnig übersponnen.
Doch geigt gedämpfte Lust des Sommers Ton;
Ihm lauscht das Herz, ergriffen und versonnen,
Und fühlt den Übergang ins Welke schon.*

DAS LEBEN EIN JUX

Von Wilhelm Lichtenberg

Theo? Mein lieber Freund Theo? Oh, er war ein Bursche von unendlichem Humour. Er hatte sein Leben dem Jux geweiht und überraschte immer wieder durch überwältigend drollige Einfälle. Wenn es lauter Menschen wie Theo gäbe, würden die Juxartikelgeschäfte wie Pilze aus dem Boden schießen und niemand würde sich trauen, über eine Treppe zu gehen, aus Angst, daß auch sie nur ein Jux sei und in der Mitte — hahaha! — zusammenbräche.

Glücklicherweise aber haben nicht alle Menschen Theos Vorliebe für Jux und Spaß, was in unserem Leben doch einige Sicherheit verleiht.

Wenn ein Theo die Hand reichte, steckte immer irgendein heimlicher Reißnagel in seinem Handschuh. Hahaha! Und wenn er mir seinen Kesselfuß lieb, um etwas zu unterschreiben, hatte dieser eine biegsame Stummispitze. Out, wie? Und wenn er mir eine Zigarette anbot, explodierte sie todäher; das war zwar nicht ganz ungefährlich für meine Augen, aber es war ein Mordspass. Und seine Streichhölzer brannten nicht, und seine Bombondoje hatte oben eine Glasplatte, so daß nichts herauszukommen war, und . . . Aber es gibt wohl sehr viele Theos in diesem Leben, und ich brauche

ihn nicht ausführlicher zu schildern. Wenn das Leben ein Jux ist, der macht es den andern zur Qual.

Schildern will ich nur, wie er mich zu sich, in seine Wohnung lud. Denn das war zu drollig, hahaha! Er sagte mir: „Ich wohne Silberstraße Nummer 2, fünf Treppen hoch, allerdings ohne Lift. Komme am Freitag zu mir.“

Ich stieg also am Freitag fünf Treppen in der Silberstraße 2 hoch. Oben angelangt erfaßte ich, daß Theo im Parterre wohne. Köstlich, was? Also, zurück ins Parterre — über-

(Fortsetzung S. 681)



Landbrücke

Heinz Landgrebe



Mädchen

H. Nagel

A NEKDOTEN

Als Wenzel Scholz, der berühmte Wiener Komiker des Vormärz, nach den Revolutionstagen im Jahre 1848 gefragt wurde, was er für das Vaterland getan habe, meinte er:

„Bitter hab' i für's Vaterland!“ H. G.

In einer Gesellschaft stritten einst ein Rechtsanwalt und ein Arzt sich um den Vorrang ihrer Würden. Der Patrizier Dichter Platon wurde gebeten, den Streit zu entscheiden. Dieser entschied sich für den Advokaten mit der Begründung, daß der Epithubus immer voran gehe, während der Scharfrichter nachfolge. H. G.

Der General Kniphausen, der im Jahre 1776 die hessischen Miettruppen kommandierte, war zwar ein gewaltiger Haudegen, aber vom Seewesen verstand er nichts und von Geographie nicht viel mehr. Auf der Überfahrt von England nach Amerika befand er sich auf Lord Howe's Schiff und beachte, daselbst mehrere unlustige Wochen zu, indem die Flotte durch den Umstand, daß manche der Leansportschiffe sehr schlecht segelten, ungewöhnlich lange aufgehalten wurde. Endlich konnte es Kniphausen nicht mehr aushalten, eines Tages stellte er sich steif vor dem Admiral hin und sagte: „Mögod, ich weiß, es ist Schuldbigkeit des Soldaten sich zur See zu fügen, aber die Truppen seiner Durchlaucht, meines gnädigen Heren, sind mir anvertraut und so halte ich mich verpflichtet anzufragen, ob wie nicht in einer der finsternen Nächte, die wir hatten, an Amerika vorbeisegelnd sein könnten?“ H. G.

Leo Elezak, heute allgemein bekannter und beliebter Filmmomikar, war lange Jahre eine Zierde der Wiener Oper. Und ebenso bekannt durch seinen schönen Tenor, wie auch durch seine überaus weiten Krügen und den kühnen Faltenwurf seiner jeder Bügelfalte entbehrenden Harmonikaböden. Besonders beliebt war und ist auch heute noch sein Vortrag des „Lenz“ von Hindrich. Kein Konzert, bei dem er dieses Lied nicht mindestens dreimal singen muß.

Im Eisveringer Atelier waren nun kürzlich Filmaufnahmen, an denen Leo Elezak, Hans Moser usw. mitwirkten. In einer Drehpause stehen mehrere Künstler beisammen und plaudern. Auf die Frage, was Elezak den vorhergehenden Abend unternommen habe, antwortete er: „Ach eingeladen war ich. Und mußte natürlich den „Lenz“ singen, gleich viermal. Beim Hals wächst mir das Lied schon heraus!“ Worauf Moser unterbricht: „So, das is das. Und i hab' immer glaubt, es is a Klauer Krepf!“ H. G.

Am Stadttheater in Mainz gastierte eine Altistin namens Hahn, die nur über sehr schwache Stimmkräfte verfügte.

Am Tage nach ihrem Debut schrieb der gefürchtete Kritiker eines Mainzer Blattes: „Als die Hahn zum drittenmal krächte, ging ich still hinaus und weinte bitterlich.“

Ein Mädchenspensonat besuchte eine Vorstellung des „Lohengrin“. Tags darauf sollen die höheren Töchter in einem Schulaufsatz ihre Eindrücke von der Wagneroper festhalten.

Eine der jungen Damen äußerte sich über den Gegenstand wie folgt: „Am Tage nach der Brautnacht konnte Elsa sich nicht enthalten, Lohengrin zu fragen, welchen Weichlechtest er sei.“

Zu dem berühmten Cellisten Popper kam ein junger Mann, spielte ihm vor und bat, bei dem Meister Stunden nehmen zu dürfen.

„Stunden?“ staunte der Cellist. „Her, Jahre müssen Sie bei mir nehmen, wenn Sie halbwegs spielen lernen wollen!“



Junge Mutter

H. Nagel



Mein Junge

A. Weiß-Rüthel (phot.)

Fortsetzung v. S. 679)

flüssig zu sagen, wie ich während des Marsches in mich hineinkicherte. Unten angelangt drückte ich auf die Klingel. Aul! Ich taumelte, von einem elektrischen Schlag getroffen, zurück. Herrlich! Theos Klingel elektrifizierte. Und ich brauchte zehn Minuten, bis ich mich von dem Schlag erholt hatte.

Dann klopfte ich nur mehr. Aber die Tür gab keinen Schall, wenn man gegen sie klopfte, weil sie nämlich aus Alabest war und nicht aus Holz. Wundervoll! Und jetzt entstand die bange Frage, wie gelangt man in Theos Wohnung? Räuten? Lebensgefährlich. Klopfen? Aussichtslos. Kufen? Ich verfluchte es. Wütende Köpfe erschienen in allen Türen und verboten sich die unausgesetzten Belästigungen durch Schreien. Es gab ein paar Ehrenbeleidigungen, die noch ein gerechtes Nachspiel haben werden. Und dann wollte ich, verzweifelt an der Möglichkeit, jemals zu Theo vordringen zu können, abschießen.

Gerade im allerletzten Moment öffnete sich Theos Wohnungstür wie durch eine geheimnisvolle Zaubermacht. Ich trat ins Vorzimmer. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Theo verstand sich auf ultzige Inszenierungen. An der Wand stak ein Haken. Ich hängte meinen Hut hin. Im gleichen Moment versetzte mich der Haken eine kräftige Ohrspei-Hämmelch! Ich prallte zurück und stieß gegen einen Schrank. Der Schrank öffnete sich als zauberhafter Escham und verschluckte mich. Ich war in einen kleinen, dunklen Wirtel gefangen. Was tun? Zu Klopen wagte ich nicht, weil man bei Theos Möbeln nie wissen konnte, ob sie nicht irgendwie als Elektrischer Stuhl präpariert sind, Kufen, Schreien war aussichtslos. Also beschloß ich, mein junges Leben in diesem Schrank rein per Zug auszuhauchen. Glücklicherweise öffnete sich der Schrank nach fünf Minuten bereits, weil er eben nur in ein Zug Theos gezogen war, und entließ mich in ein Spiegelabzynth. Hahaha! Häh! Häh!

Waren Sie schon einmal in einem solchen Spiegelabzynth? Man glaubt, daß hier die Welt ein Ende gefunden habe, man dreht sich im Kreise und kehrt immer wieder zum Ausgangspunkt zurück, tausend Straßen, die irgendwie an die eigene gemahnen, gloßen einen ringsumher an. Und Theo hatte sich den Luxus geleistet, ein ganzes Zimmer als Spiegelabzynth einzurichten, nur um seinen Gästen vergnügte zehn Minuten der Lebenserfahrung zu bieten.

Endlich, als ich bereits erwog, ob es nicht klüger wäre, meinen Kopf an einer der Spiegelscheiben zu zerbrechen, erschien er selbst und besetzte mich. „Junge!“ drückte er meine Hand und ich schrie auf. Denn er hatte sich Borsten auf seine Handfläche geklebt. (Wo er nur immer diese köstlichen Einfälle her hatte, mein Theo?) Dann führte er mich in ein anderes Zimmer, das erfreulich normal aussah. „Setz dich, Liebbling!“ lud er mich ein. Ich setzte mich auf den Stuhl, den er mit bezeichneter hatte und lag sofort wohnimmer auf dem Boden. Die Stuhlbrine waren nämlich angefügt gewesen und trugen keinen, der atalos auf sie vertaunte. „Setz dich jetzt auf diesen Stuhl“, lachte er schallend. Aber ich setzte mich nicht mehr. Ich blieb während meines ganzen Brinabes stehen. Wer bäugte mir auch dafür, daß aus irgendeinem Stuhl nicht plötzlich eine glühende Eisenpötte hervorwächse, die sich in mein Innerstes bohrete?

„Zigarette angenehm?“ Ich nahm eine, obwohl ich wußte, daß sie an nächsten Augenblick explodieren würde. Aber man durfte doch Theo seine harmlosen Freuden nicht rauben. Glücklicherweise verpötte die explodierende Zigarette nur das Augenlid und nicht den Ausgang selbst. „Ein Glaschen Likör?“ — „Bitte!“ Denn ich war fest entschlossen, kein Spasivordere zu sein. Überflüssig zu sagen, daß der Likör in Wirklichkeit Loungensens war; aber er hätte noch Schlimmeres sein können. „Willst du ein

bischen Radio hören?“ — „Gewiß“, erwiderte ich. Denn Radio ist doch etwas Unverfängliches. Und die Radiostationen gehen bestimmt nicht auf Theos Jugbedürfnis ein. „Semecotady? Lektio? Daventoy? Hörby?“ — „Egal.“ — „Schön, dann Lektio. Von dort“ empfangen ich ausgezeichnet.“ Er knipste an. Und Lektio meldete sich sehr klar und rein: „Hallo, hallo, hier Sender Lektio, Japan. Wir bringen eine Verkaufsbauung von äußerster Wichtigkeit. Der Lichtenberg Wilhelm ist der größte Pilot, den der Erdball gegenwärtig trägt.“ „Hahaha! Häh! Huhuhuh! Da ich nicht gut annehmen konnte, daß Theo mit der Lektioer Radiostation im Bunde stand, konnte ich mir dieses Wunder nur so erklären, daß er eine Oramophonplatte abrollen ließ, die diese humorvollen Worte eingeträgt hatte.

Theo setzte mich auch etwas zum Essen vor. Beim ersten Bissen brach ich mit dem rechten Voederzahn aus. Denn das Vielkutt war täuschend aus Porzellan nachgebildet gewesen. Theo bat mich in sein Arbeitszimmer. Und während der ich die Schwelche dieses Zimmers überschritt, geriet ich in ein Fuchschien. Theo ließ mich in einen Spiegel schauen, der mich einen Eckkopf zurückwarf. Theo ließ mich auf einer Schreibmaschine schreiben, die, sowie ich nur die erste Taste niederdrückte, in hundert Teile auseinanderplitterte.

Und weiß Gott, was Theo noch alles mit mir vorhabt hätte, wenn nicht ...

Ja, hier, in aller Öffentlichkeit lege ich das reumütige Geständnis ab, daß ich mich plötzlich auf Theo stürzte, in grenzenloser, unfassbarer Mut seinen Hals umklammerte und ihn erdroffelte. Ich, meinen guten, lieben Freund Theo. Schämbar deshalb, weil ich Zeit meines Lebens keinen Zug verstanden hatte.

Ich wurde als Mörder verhaftet, aber von einem hohen, einischtschönen Gericht freigesprochen. Denn es gibt noch Richter in der Welt! Gott sei Dank!



Porträtplastik

Emil Krieger

HABEN WIR DA GELACHT!

Von Geri Lynd

Am Rande des Dorfes, wo die Kiesgruben liegen und vereinzelte Birken wachsen, steht eine braune eiförmige Lehmhütte mit kleinen viereckigen Fenstern. Die Rückseite des Häuschens ist mit Brettern verschalt, die das Wetter schwarzgrau gebleicht hat. An der Giebelseite, wo die ausgefahrene Straße vorbeischlingelt, wurzelt ein alter knorriger Holunder. Der bemooste Stamm stützt die Lehne einer Knüppelbank.

Hier sitzt am Feierabend der Pivaaker Tam und schwingt auf den Knien die Ziehharmonika, daß es durchs ganze Dorf klingt. Auf seiner

Achsel schnurrt Raß, der taube Kater, reißt das Ohr an Tams Bartstoppeln und tappt jedesmal nach der Bierflasche, wenn Tam einen Schluck nimmt.

Tam kennt viele Lieder und spielt gut, und manches Fenster im Ort öffnet sich. Die eifrigsten Zuhörer aber sind die Kinder. Sie liegen bäuschlings im spärlichen Gras vor der Knüppelbank. Die Jüngsten, die nicht nach Hause wollen, müssen von den Alten fortgeschleppt werden.

Gegen zehn Uhr klopft Frau Pivaaker an

die Scheibe. „Schlafenszeit“, sagt Tam und dehnt die Arme. Doch einige Burschen betteln hartnäckig: „Tam, erzähl' noch was, wo ihr gelacht habt!“

Und Tam, der weit umhergekommen ist und das Donaugebiet von Passau bis zum Schwarzen Meer kennt, läßt sich erreichen. In jeder Geschichte, die er erzählt, fällt die Redensart: „Haben wir da gelacht!“ Meist gibt es bei den Geschichten gar nichts zu lachen, aber sie sind demnach spannend, daß es allen den Alten verfehlt. Die Geschichte, wie

er von einer Giftschlange gebissen wurde und die Wunde mit dem glühenden Messer ausbrannte, soll er erzählen, obgleich er sie schon an die zwanzigmal erzählt. „Haben wir da gelacht“, schreit er, „als die glühende Klinge das Fleisch verschmorte und mein Kollege, der Peter Haberstroh, dieses lange Laster, meinte, es riecht wie auf dem Münchener Oktoberfest, wie Ochs am Esplatz.“

Die Zuhörer versuchen zu lachen und kläufeln die Lippen. „Und das mit der Zigarre, Tim, erzählt das auch noch, magst!“

Und er erzählt das auch noch. Im Felde war es, im Balkan unten, als ihn die Serben mit einer Flintenugel die Zigarre aus dem Maul herausgeschossen, und wie er sich dann, ha ha, einfach eine andere angesteckt hatte. „Haben wir da gelacht!“

Alle lachen. Am meisten die kleine Förstereisl, die breitbeinig am Boden sitzt und sich nicht mehr beruhigen kann.

„Nun hör schon auf mit Röchern“, sagt Tim, indem er aufsteht, seine Harmonika unter den Arm klemmt und ins Haus geht.

Am andern Morgen, kaum daß der Hahn ausgekräht hat, klopf es hart an die Tür. Die Verdammten sind es, die eine Hausjuchung vornehmen. Sie öffnen das Pötelkast, stoßen im Heuschaber, scheeren den Kartoffelhaufen und das Brennholz auseinander, gabeln im Misthaufen herum, aber sie finden nichts. — „Pawacker“, sagt der Kommandant, „Sie sind der beste Schläger im Umkreis. Das Wädeln nimmt kein Ende mehr, und die Spuren führen zur Riesgrube. Man munkelt so allerlei, nehmen Sie sich in acht!“

„Können Sie mit etwas nachweisen?“ entgegnete Tim. „Habt ja den Bau schon im letzten Jahre durchsucht und auch nichts gefunden. Haben wir da gelacht!“

„Unterklassen Sie diese dumme Redensart“, sagt der Kommandant und verläßt ohne Gruß mit den beiden Wachmeistern die Hütte.

Frau Pawacker zittert an allen Gliedern und umfaßt mit beiden Händen den Arm des Sohnes: „Tim“, sagt sie, „um meiner Eeligkeit willen, ich flehe dich an, du wirst doch nicht...? Denk an deinen Vater, der beim Wädeln ums Leben kam! Ich würde die Schande ein zweites Mal nicht überleben.“

„Aber Mutter, bist wohl nicht recht gecheit, ich und wildern? Daß ich nicht lach!“ Er löffelt vergnügt seinen Schmarren. Dann klopf er der Mutter beruhigend auf die Schulter, hängt die Hoppe um seine Achseln und geht zur Arbeit.

Der Holzschlag ist diesmal nahe beim Dorf. Valentinas schabt das Schöpfereszen, das die Rinde der umgelegten Stämme in langen Kladden herunterfährt. Dann wird wieder gefällt. Artzschläge dröhnen, Epäne wirbeln, Splinter spritzen. Die Säge ruzt, und das Holznebel fließt in dünnen Strahlen davon und zieht lichte Blesfen über die dunkle Matte.

Die Kessfläche, wo Tim und sein Partner arbeiten, beginnt zu schwanken, so daß die

Säge klemmt. Tim eilt zur Werkzeughäute, um die Hartholzkeile zu holen. Hier, auf der Schneise, erblickt er die kleine Förstereisl. „Gruß Gott, Tim“, ruft sie und lacht über das ganze Gesicht.

„Was treibst du denn hier im Walde?“ fragt er.

„Wir haben doch Ferien“, antwortet sie, und ich juche Erdbeeren. Magst welche?“ Und sie reicht ihm ein Kantensträußchen, aus dem blutrote Waldbeeren heraushängen.

„Gutes Gott“, sagt Tim, nimmt das Sträußchen und läuft weiter.

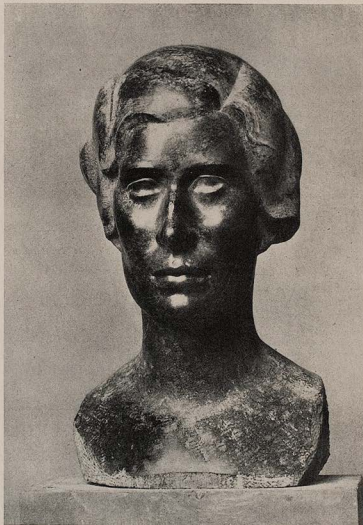
„Tim!“
„Was noch?“ Er hält inne und wendet sich um.

„Erzähl doch nochmal von der Zigarre, wo ihr so gelacht habt!“

„Ja, bist denn närrisch geworden? Jetzt

unter der Arbeit? Geh' schön nach Hause, wir können dich hier nicht brauchen.“ Er läßt sie stehen und geht zum Schlag zurück. Niemand bemerkt, daß das Kind nachfolgt.

Tim treibt zwei Keile in den Schlag, und dann wird fortgesetzt. Ein Zittern läuft durch die Äste, der Stamm schaukelt, die Keile fallen heraus, es knarrt und ächzt, die Säge wellstunmt, zischend weigt sich der Wipfel, die Holzhaue treten zurück. Tim wirft einen Blick in die Richtung, wo der Baum aufschlagen wird, und zielt zusammen. Er springt bei und stemmt sich mit allen Kräften gegen den sinkenden Stamm. Die Esriel wedden tief in die Wädelde gepreßt, der Körper krümmt sich, die Schulter knarrt und gibt nach, und die Kessfläche verändert noch im Fallen die Linie, rutscht Tim am Arm herunter und poltert mit dumpfem Knack zu Boden, daß die Gründe erbeben.



Porträtplastik

Emil Krieger

DAS SOFA

Von F. Bilek



Einen Schritt von der Stelle entfernt, wo der gewaltige Wipfel des Moos zerpfirscht, sitzt Kessl. Der Schreck hat ihre Arme gestreckt, und ihre Hände halten krampfhaft ein stichiges Sträußchen, an dem die Erdbeeren leuchten.

Lina steht da wie ein alter Mann, krümmend und mit eingezogenen Schultern. Er leuchtet, sein Atem ist kurz und abgehackt. Als er sich überzeugt hat, daß Kessl gerettet ist, spielt ein schiefes Lächeln um seinen Mund. „Haben — wie — da gelacht“, flammelt er und fällt erschöpft vornüber, während das Kind schrill aufheult.

Lina wird auf der Bahre ins Dorf gebracht und später ins Bezirkskrankenhaus übergeführt, wo man einen Schlüsselscheinbruch feststellt. Die Ärzte besprechen den Fall und sind der Meinung, daß bei der Bärenmatur des Verunglückten alles ausreißt wird.

Die ersten, die Lina besahen, sind der Oberförster und seine Lechter. Kessl legt einen Väterchensträuß auf das Bett und stellt einen Krug mit Walderdbeeren auf das Tischchen. Dann forschet sie mit großen Augen in Lina's Jüden. Der aber lacht sie an, zieht den gesunden Atem aus der Decke und läßt zwei Finger an ihrem Bauch entlangspazieren. „Ca kriecht ein Käfer kröbelkrabb!“ Da muß auch Kessl

Das Buch der Stunde

DR. ERWIN STRANIK

Österreichs deutsche Leistung

Eine Kulturgeschichte des südsüdöstlichen
Lebensraumes

368 Seiten, Ganzleinen RM 7,20 (S 12,96)

Aus dem Inhalt: Der südsüdöstliche Lebensraum und seine Menschen | Der politische Rahmen der deutschösterreichischen Kulturräume | Dichtung und Wissenschaft von der Babenbergerszeit bis ins 18. Jahrhundert | Die Gotik | Die Barocke | Die politische Romantik | Das Theater des Wortes | Die ernste Musik | Die heitere Musik | Bildende Künste der Gegenwart | Dichtung und Literaturwissenschaft der Gegenwart | Die Wiener medizinische Schule | Techniker und Erfinder | Ein Bücherverzeichnis | Personenverzeichnis

Sonderprospekt kostenfrei

ADOLF LUSER VERLAG, WIEN / LEIPZIG

lachen. „Ich dank dir schon, Lina, daß du mich das Leben gerettet hast!“ sagt sie und haßt seine Hand.

„Pavack“, sagt ernsthaft der Oberförster, „auch ich danke Ihnen! Zwischen uns war Mistrauen. Das soll jetzt anders werden. Wenn Sie wieder hergestellt sind, können Sie Jagdausscher in meinem Revier werden. Ich denke, daß dann nicht mehr geirrt wird — einverstanden?“

Die beiden Männer sehen sich in die Augen und schütteln sich stumm die Hände.

Liebe Jugend

Ein altes Frauen, bei dem eine Königin-aufnahme gemacht werden soll, fragt ängstlich: „Schwester, verbrenn' i an nit?“

„Schwester beruhigend: „Nein, nein, Sie werden bloß photographiert!“

Das alte Mütterchen nochmals: „Verbrenn' i an groß nit, i bin nämlich katholisch.“

Der Hellseher

„Sie scheinen eine beschränkte Wohnung zu haben!“

„Woher wissen Sie denn das?“

„Nun, Ihre Hand redet nie von rechts nach links, sondern immer von oben nach unten!“

Seeben ershien:

Michel Vomland
Der Hupfinger Wasil
geht zum
Bauerntheater
Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Weihen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Michel Vomland
Der Hupfinger-Wasil
geht zum
Bauerntheater



Ein Geschenkbuch von besonderer Art!
Zu beziehen durch den Buchhandel und den
G. Hirth Verlag, München, Herrnsr. 10

Wur Zeitung
linft, kommt
luffus vor-
noörst!



Wer Zeitung liest, ist stets im Bilde!
Und wer Bescheid weiß, hat Erfolg!

DIE FOTOWELT

ZEITSCHRIFT FÜR AMATEUR-FOTOGRAFIE



**SIND SIE
FOTO-AMATEUR ?**

Dann wird auch Sie die Kunstdruckzeitschrift DIE FOTOWELT interessieren.

Jeden Monat erscheint ein Heft bei 24 Seiten Mindest-Umfang für 25 Pfg. mit vielen Bildern und originell geschriebenen Texten.

Ein kostenloses Probeheft sendet Ihnen die

G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO

Lest die „JUGEND“

Foto-Amateure

lest

DIE FOTO - WELT

Herausgeber G. Isert

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von jedem waldgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,**

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München, NW 2, Karistraße Nr. 44
Tel. 59 61 60



BÜCHER

Bastian Schmid: „Begegnung mit Tieren.“ Mit 57 Abb. und 5 Skizzen. (München 1936, Knorr & Hirth. 175 S., 15 Taf. Geb. RM. 3.80, Leinen RM. 4.90.)

Tierpsychologie ist eine schwierige Sache, da sie mehr als eine rein wissenschaftliche Angelegenheit ist. Wer Tierpsychologie sein will, muß in erster Linie Tierfreund sein. Nur Liebe führt hier zur Erkenntnis. Wohl wenige Forscher, die sich der Ergründung des tierischen Seelenlebens zugewandt haben, können sich in dieser Hinsicht mit Bastian Schmid vergleichen. Symbolisch für des Wesensart seines Mannes, für sein Verhältnis zum Tier ist das Umschlagblatt seines neuen Buches „Begegnung mit Tieren“. Das Äffchen, das da unter seinem linken Arme kauert, fühlt sich wohlgeborgen, und der Blick des Forschers ruht mit väterlicher Liebe auf seinem Schützling. Wie seine früheren Werke — wir nennen nur „Das Seelenleben der Tiere“ (1923) — zeugen auch diese Begegnungen mit Tieren von seiner innigen Vertrautheit, seiner inneren Aufgeschlossenheit und seinem feinen Instinkt für das Seelenleben der Tiere. Man hat gegen Schmid Betrachtungsweise eingewandt, daß er zu sehr anthropomorphisiere. Dieser Einwand mag berechtigt sein oder nicht, wir lassen es dahingestellt, ob Schmid's Deutung immer das Richtige trifft: jedenfalls ist er ein ungemein liebevoller, aufmerksamer Beobachter, der uns vieles im tierischen Verhalten verständlich gemacht hat, was wir bisher noch nicht gesehen haben. Mit unermüdlicher Geduld stellt er seine Versuche an, ob er nun die Schlaraffen des Falken untersucht, oder die Riechwelt des Hundes, oder die ersten Lebensregungen des Kükkens. Überdies ist Schmid ein ganz ausgezeichnete Schilderer, er ist nicht nur strenger Wissenschaftler, sondern auch ein begnadeter Schriftsteller, dem die Gabe des Wortes in seltenem Maße verliehen ist. Diese Eigenschaften machen auch sein neues Buch zu einer genussreichen Lektüre, die sich kein Tierliebhaber entgehen lassen sollte.

Dr. Max Steffl.

Leopold Weber: „Die Odyssee Deutsch.“ Mit 10 Abb. nach Holzschnitten von Ludwig v. Hofmann. (München 1936, Georg D. W. Callwey und R. Oldenbourg. 371 S.)

Fast unüberschaubar sind die Bemühungen, die Homerischen Dichtungen dem deutschen Schrifttum einzuverleiben. Wir haben originalgetreue Übersetzungen, die sich streng an das Original anschließen. Das Übersetzungswerk von Voß ist ihr unvergängliches Vorbild. Wir haben ferner freie Nachdichtungen, denen es weniger auf die äußere Form, als auf den Geist ankommt. Aber alle diese Versuche, so unähnlich sie untereinander auch sein mögen, richten sich streng nach dem Original, d. h. sie sind eben im eigentlichen Sinne des Wortes Übersetzungen. Nun bekommen wir plötzlich einen „deutschen Homer“ in die Hand, der nicht mehr bloß Übersetzung, auch nicht Nachdichtung, sondern Neudichtung sein will. Der Schöpfer dieses Werkes ist Leopold Weber, dessen 70. Geburtstag wir kürzlich feiern dürfen. Er hat Homer nicht nur umgedichtet, sondern im Geiste der deutschen Heldendichtung umgestaltet. So sind manche für unser Gefühl widersprüchliche Eigenschaften und Züge im Charakter des Odysseus bei Weber auszuklingen; er hat, wie er selbst betont, das Schönste aus dem für unser Bewußtsein nicht mehr Verständlichen herausgeschält und so ein Bild des Helden geschaffen, das dem nordischen Heldenbegriff in höherem Maße entspricht. Er hat auch manches Eigene und doch in Homerischem Geiste Empfundene hinzugefügt, um die Gestalten der Dichtung dem Bewußtsein der Gegenwart näherzurücken. Im ersten Augenblick klingt manches wohl etwas ungewohnt; man vermißt den weitausgehenden Hexameter und findet sich nicht ohne weiteres in die Knappheit und Gedrangtheit der Eddäische hinein. Wenn man sich aber einmal hineingelassen hat, steht man ganz im Banne dieser ungewöhnlichen Leistung. Der Rhythmus der kräftig geformten Verse bezwingt auch den Widerstrebenden. Der heldische Charakter der Dichtung kommt in dieser Umformung ungemein lebendig zum Ausdruck. Das spezifisch Epische des Homerischen Gedichts wird geradezu dramatisch gesteigert. Der Schwerpunkt von Webers Umichtung liegt nicht so sehr in der Wiedergabe der Handlung und der Abenteuer des Odysseus, als vielmehr in der Heranarbeit der Lebensanschauung und des bewegenden Sinnes der Dichtung. Ähnlich hat einst der Sänger des Heland die biblischen Berichte umgeformt. Wir betonen nochmals: man muß Webers Odyssee als Neudichtung, nicht als Nachdichtung betrachten. So gesehen, ist sie nicht nur ein köstliches Wagnis, sondern auch Zeugnis eines starken, eigenwilligen Dichtertums, dem wir unsere Bewunderung nicht versagen können.

Dr. Max Steffl.

Das ändert die Sache

In den Südpazifischen Nordamerika ist es in manchen händlichen Distrikten noch Sitte, daß der Lehrer des Leses sein Gehalt in Form von Fleisch, Kartoffeln usw. erhält. Man lebte einmal in einer Gemeinde eine sehr zahlreiche Familie, deren Kinder noch alle zur Schule gingen; trotzdem fiel es den Eltern, obgleich sie keineswegs arm waren, gar nicht ein, dem Lehrer ihren Tribut zu zahlen. Eines Tages aber trat die älteste Tochter an ihn heran und sagte: „Mein Vater will Ihnen ein Schwein schenken.“ — „Das wird mich außerordentlich freuen; sag' ihm das“, erwiderte der übertraute Lehrer. Doch es vergangen eine, zwei und schließlich drei Wochen, ohne daß das Schwein im Schulhaus abgegeben wurde. Schließlich fragte der

Lehrer die Kleine: „Wo bleibt denn das Schwein, das dein Vater mir schenken wollte?“ — „Oh, das ist wieder gefund' geworden“, antwortete er. W.

Bestrafte Eitelkeit

Als vor etwa hundert Jahren der türkische Gesandte *Yahmet Effendi* in Berlin weilte, besahen ihn viele Damen guter Kreise aus Neugier. „Gruß war er liebenswürdig und unterhaltend und gab allen — wie es seine Gewohnheit war — köstliche Bonbons. Einmal gab er einer dieser Damen wohl das Doppelte wie den übrigen, und sie ließ ihn, von Eitelkeit getrieben, durch den Dolmetscher fragen, warum er dies getan habe. Rätselhaft antwortete er: „Weil Ihr Mund doppelt so groß ist wie der der anderen Damen.“ W.

Peter Fleming: „Mit mir allein.“ Eine Reise nach China. (Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin.)

Wenn Engländer ihre Reisen beschreiben, dann bannen sie die Gefahr, allzu ernsthaft, allzu dogmatisierend, allzu belehrend zu werden durch jene freundliche Ironie, die schon den Narren Shakespeare eigen ist, die aber zumeist wie bei diesen Narren niemals in soobistische Respektlosigkeit ausartet. Die scheinbar oberflächliche Betrachtung der Dinge, das sich mit seinem gräßlichen Lächeln über unendlich Erstes Hinwegsetzen können — um dann, wohlgerne, in einem mit bezwingender Nebensächlichkeit eingeschalteten Reflexionsatz die ganze Schwere der Situation eindeutiger zu dokumentieren, als zehn deutsche Professoren das könnten — diese unkomplizierte Art des Berichtens ist es, die auch Peter Fleming's Bücher so liebens- und lesenswert macht. Mit „sich allein“, also in der zweifellos besten Gesellschaft, die ein Engländer haben kann, reist er Erzähler von London nach China, macht seine Notizen und Randglossen, seine Aperçus und Zwischenbemerkungen; er sieht Not, Elend, Grauen, Freude, Zufriedenheit, Glück und Entsetzen, Krieg, Tod und Wachstum... summa: das ganze Leben in seiner grandiosen Vielgestaltigkeit. Wo scheinbar gründlicher Naturen als Fleming fortsetzt zu kritischen Vergleichen und metaphysischen Reflexionen angeregt werden, begnügt er sich mit der geistvollen Projektion des Geschautes auf die Bühne der Gegenwart und es gelangt ihm auf diese Weise, die Fülle der Gesichte in Übereinstimmung mit unseren Interesse zu bringen. Neben einer Unzahl todtakademischer Reiseliteratur haben wir hier wieder einmal ein überaus lebendiges und vielsagendes, für dessen Herausgabe wir dem Rowohlt-Verlag unseren Dank aussprechen. AWR.

I. E. Neale: „Königin Elisabeth.“ (H. Goverts Verlag, Hamburg.)

Der leidenschaftvolle Widerstreit politischer und religiöser Gegensätze hatte vor das Bild der englischen Königin ein Zweifelt geworfen in dem sie die Kontroversen aufzulösen begann. Vom zeitgenössischen Urteil der gegenwärtigen Parteien gleichmäßig verögert wie verlästert, in die blutigen Tragödien einer gewaltigen Zeit unentzerrbar verstrickt, ließ Elisabeths Persönlichkeit der Nachwelt vielfache Ausdeutung zu. So konnte denn aus den widerspruchsvollen, lückenhaften und episodischen ausschöpfenden Darstellungen das wahre Wesen der Königin und die überragende Größe ihres Herrschertums nur unvollkommen begriffen werden. Neale hat es mit der Scharfsinnigkeit des beruhten Historikers verstanden, die verwirrende Überfülle urkundlichen Stoffes zu prüfen und zu sondern, Bruchstücke zu anschaulichen Ganzen zu formen und dem schwankenden Urteil die Strenge erweislicher Tatsache gegenüberzusetzen. In der Art, die geschichtliche Persönlichkeit mit dem großen Blick für das Wesentliche in ihrer Gesamtheit zu sehen und in dieser Gesamtheit fälschlich zu machen, offenbart sich das Meistertum des englischen Historikers. Niemals verzweigt oder verengt sich der breite Strom einer Darstellung, die es der Nachwelt verständlich macht, daß ein ganzes Zeitalter nach dem Namen der großen englischen Königin benannt wird. Denn sie führte nicht nur mit Weisheit und Kühnheit ihren Staat durch alle Fährnisse einer politisch aufgewühlten Welt, sie wurde auch zur gekrönten Königin einer neuen Götterverfassung und trat als erster Herrscher über die Schwelle einer neuen Zeit. A. Wisbeck.

DIE FOTOSEITE

NEUE FOTOBÜCHER



Der Pimpf

Eigentlich merkwürdig: Der Pimpf bietet eine so unerschöpfliche Skala von wundervollen Motiven, und doch sehen wir immer nur Aufnahmen, wie er in seiner Uniform ergebend lächelnd vor einem Baum steht — also im Grunde gar nicht pimpfhaft ist.

Wo steckt hier der Fehler? Wir müssen Pimpfe im Zusammenhang mit ihrem Dienst knüpsen, denn dann sind sie erst richtig Pimpfe.

Selbstverständlich können wir nicht mit auf Fahrt gehen, haben auch nicht das Recht, in einen ihrer Heimabende einzudringen. Wir würden ja nur stören. Aber wir können lernen, die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen, und die kommt uns jede Woche einmal in irgendeiner Form zugelaufen, wenn wir rührig sind.

Jeden Samstag liefert die Post die Hitlerjugendzeitung ins Haus. Ich selbst hefte jede Nummer sofort in die hierfür bestimmte Mappe. Der Pimpf kommt vom Jugendtag zurück, und regelmäßig zwei Minuten später fehlt die Mappe samt ihm. Was ist bloß los mit der beiden? Im ganzen Haus sind sie nicht zu finden. Vor dem Haus nicht, hinter dem Haus? — Ich denke, das Foto gibt genügend Aufschluß.

Und wenn ein Städtchen noch so klein ist, ab und zu wird ein Fest gefeiert. Einen Umzug durch die Straßen, das hat man immer gemacht. Heute marschieren bei solchen Anlässen auch die Pimpfe. Marschieren, ja, da ist der Pimpf in seinem Element. Denn so können es nur sie.

Und weshalb fotografieren wir hier nicht viel mehr? Es ist uns doch durch nichts verwehrt?

Irgendwann und -wo hat sich der Junge am Fuß verletzt und kann heute nicht zum Dienst kommen. Draußen pfeifen die Kameraden, die ihn sonst abholen. Betrübt humpelt er zum Fenster. Und wenn's nun gelinkt, dessen Miene und die Gesichter der untenstehenden Kameraden aufs Bild zu bekommen, hat eine kleine Ahnung davon, wie „pimpdig“ doch so ein Jungvolkdiens ist muß, fotografisch eingefangen.

Im Sommerhalbjahr sind viele Einheiten auf den Landstraßen unterwegs auf Fahrt, vom und zum Lager. Wenn du ein Fahrzeug und Platz frei hast, dann erkundige dich doch immer im Vorbeifahren beim Führer, ob nicht der eine oder andere Fußbeschwerden hat. Kann ja sein: Neue Stiefel, die noch nicht eingelaufen sind, — daß der vor einem halben Jahr verstaubte Knöchel sich wieder bemerkbar macht, — ein Schuhnagel durchpikiert und nicht umzukriegen ist. Auf alle Fälle hast du dann Gelegenheit, nach Herzenslust zu knüpsen.

Oder überrasche ihn in der Küche beim Affenpacken, Er merkt es nicht. So vertieft ist er.

Oder beim „Ständerling“ auf der Straße, bevor der Heimabend angeht.

Oder wenn er stolz in der Verwandtschaft seinen Schulterriemen herumzeitigt, weil er die Pimpfenprobe bestanden hat.

Jedenfalls fange an, den Pimpfen so zu fotografieren, wie er ist.

Im G. Hirth Verlag AG, München 2 NO, erschienen inzwischen: „Kinder im Lichtbild“ von Gerhard Isert, RM. 0,60. Das ist ein frisches und fröhliches Büchlein, welches das Thema Kinder-aufnahmen endlich einmal unter den ihm gemäßen Gesichtspunkten bespricht. Technische Winke und vor allem bildmäßige Hinweise werden gebracht. Für Lehrer und Eltern wird dieses Büchlein gleich wertvoll sein.

„Fotos mit Nitrachot und Vacublitz“ von Gerhard Isert, RM. 1,60. Zum Herbst und Winter bekommt die Kunstlicht-fotografie einen besonderen Wert auch für den Liebhaberfotografen. Am meisten haben sich hier die Osram-Lichtquellen durchgesetzt, weil sie eine saubere und einfache Handhabung gestatten. Deshalb ist es zu begrüßen, wenn zu diesen Lichtquellen ein Spezialbuch erscheint, das nicht oberflächliche Daten zusammenträgt, sondern in die Tiefe geht, auch ästhetische Fragen bespricht. Das Buch ist reich illustriert und in einzigartiger Qualität gedruckt.

Entwicklungsdose Varry

Dieses neue Gerät von der Firma Gg. Müller, Berlin-Charlottenburg, ist insoweit bemerkenswert, als es gleichzeitig für Rollfilme 6x9 und 4x6,5, also für die B-II- und A-8-Spule benutzt werden kann. Die Dose ist aus Bakelit und faßt 600 ccm. Zum Fixieren dient der Dosendeckel, so daß für Entwickler und Fixierbad verschiedene Behälter vorgesehen sind. Der Film selbst wird auf einen Rahmen gewickelt, was leicht auch im Dunkeln vorgenommen werden kann. Preis RM. 9.—.



Abwertung!

Weps



Danaë: „Ich danke schön für einen derartigen Schwindel!“